

Gideon Lewis-Kraus

DIE IRGENDWIE RICHTIGE RICHTUNG

EINE PILGERREISE



色
下
異
行
識
無
眼
道
無
智
亦
無
意
無
空



suhrkamp nova

suhrkamp nova

Gideon Lewis-Kraus
Die irgendwie richtige Richtung

Eine Pilgerreise

Aus dem
amerikanischen Englisch von
Thomas Pletzinger

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
A Sense of Direction. Pilgrimage for the Restless and the Hopeful
bei Riverhead Books, a member of Penguin Group (USA) Inc., New York.

Umschlagillustration und Illustrationen im Innenteil:
Tim Dinter

Erste Auflage 2013
suhrkamp taschenbuch 4465
© Suhrkamp Verlag Berlin 2013
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46465-6

Wie versprochen: Für Harriet Clark
Und in Erinnerung an Richard Rorty

≈ ≈ ≈

ANNIE HALL Oh, you see an analyst?

ALVY SINGER Yeah, just for fifteen years.

ANNIE HALL Fifteen years?

ALVY SINGER Yeah, I'm gonna give him one more year,
and then I'm going to Lourdes.

Annie Hall

PROLOG

≈ ≈ ≈

Tallinn

Mein Freund Tom saß in Tallinn fest. Er hatte kein Visum für Estland und wusste, dass er nicht in diese kleine, entlegene Stadt zurückkehren konnte, wenn er sie einmal verlassen würde. Das viel dringlichere Problem war allerdings die russische Stripperin, mit der er flirtete, beziehungsweise ihr Freund, der angefangen hatte, vor Toms Haustür herumzulungern. Ich sollte Tom besuchen, weil er überzeugt war, dass der Typ sich nicht mit uns beiden anlegen würde.

Tom und ich kannten uns damals noch nicht allzu gut, im Vergleich zu später eigentlich gar nicht, aber das Ganze klang wie ein guter Vorwand für eine Reise. Anders als Tom konnte ich meine Wohnung in Berlin verlassen, wann immer ich wollte – ich hatte ein deutsches Journalistenvisum und keine gehörnten baltischen Schlägertypen vor der Tür – tatsächlich war ich sowieso mehr unterwegs als zu Hause. Damals wusste ich oft nichts mit mir anzufangen, und am Leben in Berlin gefiel mir am besten, dass es so leichtfiel, die Stadt zu verlassen. Etliche meiner Freunde waren schon weitergezogen oder in ihr echtes Leben in New York zurückgekehrt, und auch ich fragte mich, ob es nicht langsam an der Zeit wäre, meine Sachen zu packen. Ich wusste allerdings nicht wohin, denn kein Ort schien mir so verlockend, wie Berlin es einmal gewesen war und eigentlich immer noch sein sollte. Ich hatte im lieblichen und provinziellen San Francisco gewohnt und war dann nach Berlin gezogen, weil ich das Gefühl hatte, sonst etwas Spannendes zu verpassen. Und jetzt war ich drauf und dran, das

≈ 7 ≈

lebhaft und provisorische Berlin zu verlassen, weil ich befürchtete, etwas Ernsthaftes zu verpassen. Auf der anderen Seite legte ein Blick auf meine Erfahrungen und Geschichten der letzten Jahre nahe, dass ich es, wenn ich mich tatsächlich zu einem Umzug an einen Ort aufrufen würde, den ich für »ernsthaft« hielt, sowieso wieder bereuen würde, all die neuen, interessanten Menschen anderswo zu verpassen. Ich hatte an New York gedacht – wo ich nie lange gelebt hatte, aber wo ich in meiner Vorstellung plötzlich für all die Gewohnheiten und Bindungen bereit sein würde, aus denen das wirkliche Leben besteht (Katze, Yoga, eine Beziehung). Vielleicht also nicht New York. Vielleicht Kiew. Kiew sei billig und cool, hatte ich gehört. Ich hatte mir oft vorgenommen, mir das mal anzusehen.

Tom und ich teilten die Hoffnung, dass es eine geographische Lösung für Probleme wie Unentschlossenheit gab, für Langeweile und den Verdacht, dass attraktivere Menschen an angesagteren Orten interessantere Dinge erlebten. Tatsächlich war das vor allem meine Sorge. In Toms Vorstellung erlebten fleißigere Menschen an besinnlicheren Orten uninteressantere Dinge. Tom war mit der Idee nach Tallinn gezogen, dass er dort zur Produktivität gedrängt werden würde, dass die Abgelegenheit und Exotik des Ortes ihn zwingen würden, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren, die er vor lauter Videospielderei und weitaus zügelloseren Freizeitaktivitäten vernachlässigt hatte. Ich hingegen war gerade wegen der Zwanglosigkeit nach Berlin gekommen. Ich hatte die Hoffnung, dass mir die grenzenlosen Möglichkeiten der Stadt dabei helfen würden, herauszufinden, was ich wirklich wollte. Natürlich funktionierte beides nicht, und das lag nicht an der russischen Stripperin. Tom wurde klaustrophobisch und suchte verzweifelt nach Ablenkung, meine Abgelenktheit hingegen ließ mich von Disziplin träumen. Wir waren zwei Schiffe, die auf Wind warteten, um in der Nacht aneinander vorbeizusegeln.

Tom holte mich am winzigen Flughafen von Tallinn mit einem Taxi ab und brachte mich auf den neuesten Stand. »Ich

habe mal in Saigon gelebt«, sagte er, »und nach einem Jahr musste ich da weg, weil mein Leben außer Kontrolle geriet. Dann war ich in Rom, und nach sechs Monaten musste ich weg, weil mein Leben ganz klar schon wieder außer Kontrolle geriet. Dann bin ich nach Las Vegas gezogen, aber musste auch da *sehr schnell* wieder weg, weil mein Leben ohne jeden Zweifel einmal mehr außer Kontrolle geriet.«

»Du bist nach Vegas gezogen, weil du dein Leben in Rom nicht mehr im Griff hattest?«

»Ich bin also aus Vegas weg und dachte mir, okay, ich muss dieses schon längst überfällige Buch fertig schreiben, also ziehe ich in ein kleines, abgelegenes Land mit unlernbarer Sprache und setze mich hin und schreibe von morgens bis abends. Bis das Buch fertig ist. Deshalb bin ich hier.«

Er sah aus dem Fenster auf die mittelalterlichen Giebel der Altstadt, wo er heutige New Yorker Mietpreise zahlte, um in einem aufwändig renovierten 14. Jahrhundert zu leben. »Und jetzt kann ich mit letzter Sicherheit sagen, dass mein Leben insgesamt außer Kontrolle gerät.«

Ich kannte Tom noch nicht lang genug, um mir anzumaßen, ihm Ratschläge zu geben. Außerdem war er ein erfolgreicher Autor, den ich bewunderte und dem ich nacheiferte. Er war nur sechs Jahre älter als ich, also keine Vaterfigur, aber alt genug, um ein Vorbild sein zu können, und ich zog es vor, ihn mir aufgeräumter vorzustellen, als er sich selbst gerne darstellte. Ich nahm an, dass sein Leben trotz aller offensichtlichen Fehlplanungen einer größeren Logik folgte. Außerdem lebte er eine leicht verzerrte, aber immer noch gut erkennbare Version meiner eigenen Fantasie: VIP-Zutritt mit zukünftigen baltischen Diktatoren zu Clubs und nächtelanger Sittenverfall mit baltischer B-Prominenz. Ich beschloss, dass meine Gesellschaft und meine Verehrung das Beste waren, was ich für ihn tun konnte.

Woran ich mich nach dem folgenden viertägigen Rausch hauptsächlich erinnere: wie ich in meinem Bett aufwache,

meine überraschenderweise ungelesenen E-Mails anstarre und mir klar wird, dass ich zurück in Berlin bin. Es gibt vage Erinnerungen daran, dass ich am Stadtrand von Tallinn vor einem Sowjet-Hochhaus in einem Taxi mit laufendem Motor sitze, vage Erinnerungen an einen Abend mit sibirischen Tänzern und dem Mann, der einmal die nächste nationale Front Estlands führen soll, und daran, wie ich durch ein schwankendes Bullauge auf graues Wasser starre, während Tom seine Stirn an einem Resopaltisch kühlt. Ich sah auf meine Kamera und entdeckte ein paar verschwommene Bilder einer Stadt, die ich mittlerweile für Helsinki halte. Der einzige andere Anhaltspunkt war eine Seite in meinem kleinen Notizbuch. In vier Tagen war mir eine einzige Notiz geglückt: »Camino de Santiago – Zielstrebigkeit – 10. Juni.« Das Wort »Ziel« hatte ich unterstrichen.

Diese Camino-Geschichte kam mir irgendwie bekannt vor. Das Internet berichtete, dass im Jahre 813 die vermeintlichen Knochen Jakobus des Älteren in Santiago de Compostela im äußersten Nordwesten Spaniens ausgegraben worden waren. Jakobus soll angeblich noch im entferntesten Galicien missioniert haben – Tom hält das für unwahrscheinlich –, ehe er im ersten Jahrhundert in Palästina den Märtyrertod starb. Man sagt, dass seine Überreste in einem Boot aus Stein an die Atlantikküste kamen, das vermeintliche Ende der Welt, wo sie dann bis zu ihrer Entdeckung achthundert Jahre später unter einer Einsiedelei vergraben lagen. Im nächsten Jahrhundert kamen erste Pilger, vermutlich auf den Pfaden eines heidnischen Toteskults (die Keltiberer spazierten ans Ende der Welt, um die Sonne allabendlich im Meer untergehen zu sehen). Um 1140 tauchte dann das Jakobsbuch auf, eine Mischung aus How-to-Do-Buch und spirituellem Ratgeber, gewissermaßen der erste Reiseführer der Welt – auf der Route soll auch das Schnickschnack-Souvenir erfunden worden sein –, und seitdem war eine mehr oder weniger stetige Erlösungsparade unterwegs nach Santiago de Compostela. Seit zwanzig Jahren

erfreut sich die Route zunehmender Beliebtheit bei einem weltlichen Publikum – nicht zuletzt dank eines bekloppten deutschen Fernsehkomikers. Sie ist ungefähr neunhundert Kilometer lang, je nachdem wo man beginnt und ob man bis ans Meer läuft, und die meisten Menschen brauchen etwa einen Monat dafür.

Das Buch, für das Tom nach Estland gezogen war, war die Geschichte seiner Reisen zu den entlegenen Grabstätten der Apostel, und als ich meine Recherchen über den Jakobsweg abgeschlossen hatte, der mich damals aus unerfindlichen Gründen sofort reizte, dämmerte in mir die entfernte Erinnerung daran, dass Tom von seinem Plan erzählt hatte, im nächsten Sommer von der französischen Seite der Pyrenäen aus durch Spanien zu spazieren. Nur mit meiner »10. Juni«-Notiz konnte ich nichts anfangen, also rief ich Tom via Skype an. Seit ich abgereist war, hatte er nicht geschlafen, aber er klang putzmunter und schien sich über meinen Anruf zu freuen.

»Du fehlst, Mann«, sagte er. »Ich bin wieder einsam, ich wünschte, du wärst noch hier.«

»Ich auch, mein Freund.« Ich zögerte. »Sag mal, Tom, was ist eigentlich am 10. Juni?«

»Das ist der Tag, an dem wir aufbrechen«, sagte er. »Das Datum passte uns beiden gut in den Terminplan.«

Ich hatte keinen nennenswerten Terminplan, also gab es da nichts zu diskutieren. Tom allerdings auch nicht. Der Gedanke, dass etwas in unser beider Terminpläne passte, war mir suspekt.

»Der Tag, an dem wir zu was aufbrechen, Tom?«

»Unsere Wanderung durch Spanien. Hast du die vergessen? Nachts durch sanfte Hügel schlendern, nur du und ich und der Weg vor uns? Hotelübernachtungen gehen auf mich? Deine flammende Rede, dass wir jeden Morgen mit dem simplen Vorsatz aufwachen, einfach nur draufloszulaufen? Du hast mit der Faust auf den Tisch gehämmert und durch die ganze Bar gebrüllt, dass du hundertprozentig dabei bist. Ein paar Esten

haben sogar geklatscht, aber wahrscheinlich nur, weil sie wollten, dass du still bist. Wir haben ein paar Mädchen Postkarten aus Santiago versprochen.«

TEIL I

≈ ≈ ≈

Berlin

Mein kleiner Bruder Micah ging noch zur Uni und verdiente trotzdem schon mehr Geld als ich. Er spielte semiprofessionell Poker und betrieb mit seinem Gewinn vom Kartentisch Daytrading. Mitten im Winter seines letzten Studienjahres bewarb er sich auf einen dicken Tech-Job, für den er hoffnungslos unterqualifiziert war. In den Bewerbungsgesprächen teilte man ihm das auch mehrmals mit, und er gab jedes Mal die gleiche Antwort: »Ich bin ein Techniker, der einen klaren und grammatikalisch korrekten Satz schreiben kann.« Sie machten ihm ein großzügiges Angebot.

Er würde nach San Francisco ziehen, die Stadt, die ich gerade verließ und in der ich, ehrlich gesagt, nie hatte bleiben wollen. Ich war direkt nach dem College wegen einer Beziehung dorthin gekommen und hatte mich drei untätige Jahre lang gefragt, warum ich dort und nicht irgendwo anders war – ganz egal wo, Hauptsache ein Ort, der sich nicht so angestrengt um seine Obst- und Gemüsevielfalt sorgte. Die lange Beziehung war vorbei – eigentlich hatte ich mich von ihr getrennt, allerdings erst, nachdem sie wegen eines Jobs nach Peru gegangen war – und die Stadt war durchflutet von Erinnerungen an sie. Nicht einmal der Markt beim Ferry Building gefiel mir mehr, ich hatte mich sowieso nie für Märkte begeistern können, bis sie anfang, mich ständig dorthin zu schleppen. Ich war wütend, weil sie mich zum Marktliebhaber gemacht hatte – um mir Märkte dann gleich wieder zu verderben. Für eine Weile war ich mit einer anderen Frau zusammen – einer, die lieber Natur-

kundemuseen besuchte – aber ich merkte recht bald, dass ich nur mit ihr zusammen war, weil ich es gewohnt war, in einer Beziehung zu leben. Eine Beziehung sagte mir, wann ich abends ins Bett gehen und morgens aufstehen sollte. Es gab immer die Probleme eines anderen zu lösen. Ich war bereit zum Aufbruch. Ich wollte an einem Ort sein, für den ich mich entschieden hatte und der nicht nur ein Abfallprodukt anderer Entscheidungen war.

»Lass uns zusammen etwas mieten«, sagte Micah.

»Aber ich ziehe weg aus San Francisco«, sagte ich.

»Wir könnten eine super Wohnung finden.«

»Ich bin hier frustriert, gelangweilt und rastlos. Als hätte ich die letzten Jahre auf Wochenmärkten und in Naturkundemuseen und bei Tartine verplempert.« Tartine war die Bäckerei, in der ich jeden Morgen unter den gleichgültigen Augen der welt schönsten Baristas von neun bis zwölf las. Um meine Selbstachtung zu wahren und die Baristas nicht zu irritieren, las ich nachmittags in anderen Läden, entweder im Atlas oder im Dolores Park Café. Ich lebte für kleines Geld im Dienstmädchenzimmer einer mittelalten holländischen Edel-Putzkraft namens Jouke. Jouke lebte sechs Tage pro Woche bei seinem Freund Rex in Sacramento, weshalb ich ihn selten zu Gesicht bekam. Rex hatte eine Farrah Fawcett-Frisur und sagte mir jedes Mal, wenn er zu Besuch war, dass ich diese Schriftstellersache sein lassen und mein Talent fürs Zehnfingersystem nutzen sollte, um Gerichtsschreiber zu werden – wie er. Joukes Wände hingen voller Erté-Drucke und fleckiger Kimonos. Auf dem Treppenabsatz beschnüffelten sich zwei Ponys aus Porzellan. Jeden Montag gab ich den beiden etwas Luft zum Atmen, und jeden Sonntag kam Jouke zurück und ließ die beiden weiterschnüffeln.

Micah ignorierte meine Einwände. »Ökonomisch betrachtet bist du nicht lebensfähig. Du schreibst Buchbesprechungen und arbeitest stundenweise für eine Literaturzeitschrift, die noch nicht einmal Mom liest. Ich mache dir einen Vorschlag.«

»Ja?«

»Du suchst uns eine richtig gute Wohnung, wo immer du willst. Wir brauchen drei Schlafzimmer, damit Mom uns besuchen kann.«

»Und was ist mit Dad?«

»Soll das ein Witz sein?«

»Sollte ein Witz sein.« Unser Vater und sein Partner Brett kamen gerne an Halloween oder zur Gay Pride in die Stadt und wohnten dann in heruntergekommenen Pensionen im Castro. Wir verabredeten uns, aber meistens kam etwas dazwischen. Einmal rief ich meinen Vater an, um den Termin für ein gemeinsames Abendessen abzusprechen. Er lallte und redete zusammenhangloses Zeug, im Hintergrund dudelte ohrenbetäubend laut Abba. Brett nahm den Hörer und sagte mir, dass er auf dem Parkplatz des Castro Safeway auf mich warten würde, um mir die Schlüssel für mein Auto zurückzugeben. Als Brett mich kommen sah, ging hinter ihm gerade die Sonne über Twin Peaks unter. Er ließ seine Zigarette fallen und trat sie langsam und umständlich mit dem Stiefel aus. »Es tut mir leid«, sagte er und trampelte dabei immer noch auf dem Stummel herum. Ich wusste nicht, was ihm leid tat: Dass er rauchte? Dass mein Vater so betrunken war? Dass sie sich liebten? Dass sie schon wieder alle Verabredungen abgesagt hatten?

»Egal«, fuhr Micah fort. »Ich bezahle drei Viertel der Miete ...«

»Und ich soll putzen und die Wäsche waschen, richtig?«

»Ja, wieso?«

»Seit du sechs warst, und ich neun, wartest du auf den Tag, an dem ich deine widerliche Wäsche wasche.«

»Das Angebot steht. Du entscheidest!« Micah legte auf.

Ich nahm das Angebot an. Micah rief mich jeden Nachmittag an, bevor er das Büro verließ, um mir zu sagen, dass er um halb sechs zu Hause sein würde. Während er seine Büroklamotten gegen Laufsachen tauschte, berichtete er mir von seinem Tag, dass ein Idiot in China wieder irgendeine Lieferung verzögerte; und während ich meinen Pyjama gegen Laufsachen

tauschte, brüllte ich ihn an, weil er schon wieder vergessen hatte, das Katzenklo zu leeren. Wir liefen hoch zum Golden Gate Park, kauften auf dem Rückweg Zitrusfrüchte der Saison und stritten uns eine Stunde lang ergebnislos darüber, wo wir zu Abend essen sollten. An den Wochenenden starteten wir getrennt in den Abend, trafen uns aber meistens noch in der Taqueria Cancún, wenn die Bars schlossen. Ich mochte seine Freundinnen nicht, er meine auch nicht, aber das war eigentlich egal. So wichtig waren uns diese Beziehungen nicht – schließlich konnten wir lange Sonntagnachmittage auch miteinander totschiessen. Als ich mit einem Mädchen Schluss machte, mit dem ich es bis in die zweite Staffel von *The Wire* geschafft hatte, zwang ich Micah an einem Wochenende, sich sechzehn Folgen hintereinander anzusehen, damit wir auf dem gleichen Stand waren. Wenn wir eine Pause voneinander brauchten, spielte er Golf oder – was noch schlimmer war – sah sich Golf im Fernsehen an. Wirklich genervt war ich nur, wenn er mich bat, seine Wäsche aus der Reinigung zu holen, denn das bedeutete, dass ich tagsüber nichts Besseres zu tun hatte. Letztlich holte ich seine Klamotten aber immer ab, weil ich tagsüber meistens nichts Besseres zu tun hatte.

Ein Jahr verging, und ich konnte mich nicht daran erinnern, jemals glücklicher gewesen zu sein, aber ich erinnerte mich auch nicht mehr, wann ich das letzte Mal etwas getan hatte, was sich spannend, hip oder neu angefühlt hatte. Ich buchte einen Flug nach Berlin, um eine alte Freundin zu besuchen, die dort seit sechs Jahren lebte und für ihre unrenovierte Altbauwohnung nur hundert Euro im Monat zahlte. Delia hatte einen riesigen Balkon und machte beruflich »nichts Bestimmtes«. Es war Hochsommer, eine Zeit, in der in Berlin nachts nur drei oder vier Stunden richtige Dunkelheit herrscht. Die Luft ist weich und klar und schwer vor Verlangen. Alles ist möglich. Am frühen Abend hingen wir am überwachsenen Ufer des Kanals herum, tranken billiges Bier im üppigen Duft des wilden Grüns und sahen dem Verglimmen der Sonne zu. Jede Nacht

gingen wir aus und blieben bis weit nach Morgengrauen, ein zweifelhaftes und ständig wechselndes internationales Ensemble, das durch Berlin radelte, Make-up-verschmierte Menschen mit nicht identifizierbaren Akzenten, die im Rio, im WMF, in der Bar25, im Club der Visionäre und im Weekend tanzten (Letzteres war gerade erst von der *New York Times* in ihrem bisher detailliertesten Berlin-ist-die-Gegenwart-Geistesblitz gefeiert worden). Ich kann nicht sagen, was wir tagsüber taten – wenn wir überhaupt etwas taten. Auch in San Francisco hatte ich nie sagen können, was ich tagsüber eigentlich tat, aber in San Francisco fühlt es sich grundsätzlich falsch an, wenn man tagsüber Zeit hat, die Wäsche seines kleinen Bruders abzuholen. In Berlin war so was normal – obwohl ich in den drei Jahren, in denen ich mit Unterbrechungen in Berlin lebte, wahrscheinlich kein einziges Mal in einer Reinigung war. Ich wollte nicht zurück nach San Francisco.

»Ich ziehe nächstes Jahr nach Berlin«, eröffnete ich Micah, als er mich vom Flughafen abholte.

»Ich wusste, dass du meine Wäsche irgendwann leid sein würdest.«

Seine Wäsche, so unattraktiv sie auch sein mochte, erklärte ich ihm, hätte herzlich wenig damit zu tun. Es gab zwei Gründe. Der erste war, dass jeder, den ich in Berlin traf, anscheinend die wirtschaftliche und gesellschaftliche Freiheit hatte, genau das zu tun, was er oder sie tun wollte. Es zählte nur, was jetzt, in diesem Augenblick, geschah. Niemand musste sich vor irgendjemand rechtfertigen. Berlin war anders als San Francisco oder New York, wo man immer zuerst gefragt wurde, womit man sein Geld verdient, wo man wohnt und wie viel Miete man zahlt. Der zweite Grund war, dass Berlin sich genau wegen dieser Freiheit wie das Zentrum von etwas Neuem und Wichtigem anfühlte – wahrscheinlich ein guter Ort für einen angehenden Schriftsteller. Das Gerede von einer neuen *Lost Generation* war zwar ein fürchterliches Klischee, aber es war schwer, ihm zu widerstehen.

»Das ist doch Quatsch«, sagte Micah. »Einerseits willst du nach Berlin, um überhaupt nichts zu tun, und auf der anderen Seite willst du deine Karriere vorantreiben. Du bist ein Idiot.«

Ich bewarb mich um ein Fulbright-Stipendium, weil ich den Segen so einer Institution zumindest für nützlich hielt. Mein Vorhaben – irgendein Aufsatz über junge deutsche Romanautoren der Gegenwart, über die ich nicht das Geringste wusste, und den ich nie zu schreiben gedachte – kam an. Genau das war es, was die Bewerbungskommission hören wollte, und ich bekam die Zusage. Ein Jahr später brachte mich Micah zum Flughafen, und wir standen da und weinten.

Siebenundzwanzig war ein ungewöhnliches Alter, um nach Berlin zu ziehen, aber ich hatte schon als Kind ein Gespür für Krisen entwickelt, und meine Entscheidung zum Umzug war zumindest teilweise von meiner Vorstellung getrieben, ich könnte so zukünftige Reue im Keim ersticken. Ich war einem späteren Selbst diese Erfahrung schuldig. Alle anderen in Berlin waren entweder zweiundzwanzig, gerade fertig mit ihrem Studium an einer efebewachsenen Liberal Arts Elite-Uni und auf der Flucht vor den Verantwortlichkeiten, die auf sie zukamen. Oder sie waren neununddreißig, hatten eine Karriere oder eine Beziehung hinter sich und waren auf der Flucht vor den Verantwortlichkeiten der Vergangenheit. Mein Umzug war eine Art Präventivschlag. Wenn ich floh, solange ich noch fliehen konnte, mit Ende zwanzig, würde ich nicht mehr fliehen müssen, wenn es nicht mehr ging, mit vierzig, vielleicht sogar mit sechsundvierzig, wie mein Vater, als er seine Ehe kaputt schlug und mit Brett zusammenzog, einem entzückenden Typen, den er aus dem Fitnessstudio kannte, und Micah und ich ihn fortan nie mehr erreichen konnten, um mit ihm über Autoversicherungen oder Baseball zu sprechen, weil die beiden immer in den Nachtclubs von Key West oder Palm Springs unterwegs waren. Von ihren schwulen Themenkreuzfahrten nach Baja California e-mailten sie Selbstporträts in Matrosenanzü-

gen. In den seltenen Momenten, in denen mein Vater das Gefühl hatte, sich erklären zu müssen, erklärte er, dass er jetzt die wilde Jugend für sich beanspruche, die ihm versagt worden war. Sein Leben sei bestimmt gewesen von ständiger Entbehrung und spärlichen Freuden, und jetzt habe er endlich begonnen, das Leben zu leben, das er verdiente. »Verdienen« war sein Wort.

Mehr als alles andere hoffte ich, seine beiden Fehler zu vermeiden – erstens: nicht das Leben gelebt zu haben, das er leben wollte, und zweitens: zu glauben, durch diese Entbehrung von allen weiteren Pflichten befreit zu sein, zum Beispiel vom Abendessen mit seinen Kindern, wo man doch eigentlich lieber länger in der Bar bleiben wollte. Oder von jeglichem Respekt gegenüber der Mutter dieser Kinder. Meine Angst vor Reue erklärte ich mir mit dem außerordentlich deutlichen Beispiel meines Vaters – einer schlechten und vielleicht feigen Entscheidung mit zwanzig waren ängstliche Dreißiger gefolgt, verbitterte Vierziger und hemmungslose Fünfziger. Das Leben meines Vaters war ein Beispiel für den Preis, den man zahlte, sofern man nicht handelte, wenn es an der Zeit dafür war.

Ich kann heute nicht mehr genau sagen, was zu bereuen ich befürchtete. Schon die Idee von Reue an sich machte mir Angst. Meine Entscheidung, nichts zu bereuen, hielt ich für eine Form der Rücksicht gegenüber all jenen, die ich ansonsten eines Tages verstoßen würde. Mein siebenundzwanzigjähriges Ich sollte sich gut um mein sechsundvierzigjähriges Ich kümmern, und mein sechsundvierzigjähriges Ich sollte sich stolz und glücklich an mein siebenundzwanzigjähriges Ich erinnern. Das Problem meines Vaters war, dass er sich für Ehe und Karriere entschieden hatte, bevor er überhaupt wusste, welche Erfahrungen es sonst noch zu machen gab. Das glaubte ich zumindest, und ich wollte nicht denselben Fehler begehen. Ich wollte Erfahrungen machen, die, wie ich glaubte, jeder machen wollte: auf geheime Partys gehen, wo Künstler/Djs auflegten, die in Brooklyn noch niemand kannte, oder mit so vielen Leuten zu